Nachrichten aus der Forschung

Felicitas Söhner und Debora Frommelt

»Nachkrieg und Medizin in Deutschland im 20. Jahrhundert.«

3. Ulmer Tagung des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin (GTE) der Universität Ulm, 26. Mai 2015

DOI 10.1515/mgzs-2016-0008

Forscherinnen und Forscher aus Medizingeschichte, Technik- und Wissenschaftsgeschichte sowie aus der Gedenkstättenbewegung präsentierten während der mittlerweile dritten Veranstaltung der etablierten Tagungsreihe »Nachkrieg und Medizin in Deutschland« aktuelle Projekte und neueste Forschungsergebnisse zum Verhältnis von Medizin, Militär und Krieg im deutschen Sprachraum. Der zeitliche Fokus richtete sich sowohl auf die Zeitgeschichte als auch auf das 19. Jahrhundert. Gelegentlich finden auch Themen der Frühen Neuzeit Berücksichtigung. Alle Vortragenden stellten in ihren Ausführungen Bezüge zu aktuellen Fragestellungen her.

Fritz Dross (Erlangen) referierte zum Verhältnis von Medizin und Krieg in der ausgehenden Frühen Neuzeit und spannte so einen zeitlichen Bogen über das titelgebende 20. Jahrhundert hinaus. Sein Beitrag »Verwunden und Wiederherstellen. Die schwierige Beziehung von Krieg und Medizin« widmete sich der nicht immer unproblematischen Beziehung von Gesundheit und bewaffnetem Konflikt, der die Verletzung des Körpers durch Gewalt fast unweigerlich mit sich bringt, wenn nicht sogar intendiert. Als frühes Beispiel führte Dross das »Feldbuch der Wundtartzney« (1517) von Hans von Gersdorff an, in dem der Krieg als Lehrmeister der Chirurgie dargestellt wird. Weitere Betrachtungen befassen sich mit Zusammenhängen von Krankenständen durch Kampfeinsätze und Belagerung (Gottfried Purmann, 1715), Regelungen der Entschädigungsleistungen für kriegsversehrte Söldner (Leonhard Fronsberger, 1555) wie auch ökonomische Fragen in Bezug auf gesundheitliche Versorgung des militärischen Personals. Ein abschließender Versuch, Bezüge zwischen Kriegführung und Biopolitik damals und heute herzustellen, wurde im Plenum engagiert und kontrovers diskutiert.

Kontakt: Felicitas Söhner, Universität Ulm, E-Mail: felicitas.soechner@uni-ulm.de
Debora Frommelt, Universität Ulm, E-Mail: debora.frommelt@uni-ulm.de

Der Beitrag von *Sibylla Nikolow* (Berlin/Bielefeld) zu »Mit eisernem Willen. Mobilisierung mit Prothesen im Ersten Weltkrieg« eröffnete die Sektion »Erster Weltkrieg« und befasste sich mit dem versehrten Körper im Zangengriff des orthopädischen Instrumentariums. Anhand von Beispielen aus der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, speziell der Heimatdank-Ausstellung der Kriegsgeschädigtenfürsorge (1917), beschäftigte sich Nikolow mit dem Wissen um Kriegsbeschädigungen und Protheseneinsatz. Fotomaterial zur Kriegsfürsorge der Nachkriegsphase des Ersten Weltkriegs und ein Film zu Invalidenschulen als Teil der Militärmedizin zeigten Arbeitseinsatzmöglichkeiten und die Leistungsfähigkeit von Kriegsversehrten in Industrie und Handwerk. Zudem ging Nikolow auf die damalige Produktion, Entwicklung und Marktsituation von Prothesen ein.

Maïke Rotzoll (Heidelberg) widmete sich in »Militarismus und Erster Weltkrieg in historischen Werken der Sammlung Prinzhorn« zunächst einer Vorstellung der unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg in Heidelberg zusammengestellten Sammlung mit Kunstwerken von Psychiatriepatienten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Mit dieser Thematik befasst sich das jüngste Forschungs- und Ausstellungsprojekt zu Uniform und Eigensinn »Militarismus, Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie«. Auch zwei Ausstellungen im Militärhistorischen Museum Dresden sowie die Sammlung »Krieg und Wahnsinn« in Heidelberg setzen sich mit Kunst aus der zivilen Psychiatrie auseinander, welche die Folgen von Krieg und militärischer Gewalt demonstrieren. Rotzoll machte dabei drei Thementypen von psychisch Kranken aus: militarisierte Gesellschaft, militärische Träume, Krieg und Frieden. Konkrete Exponate – wie Uniform und Orden des »eingebildeten« Generals Karl Ahrendt (1853–1941), Bildnisse und Fotografien psychiatrischer Anstalten sowie von Kampfhandlungen unterstrichen das Gesagte eindrucksvoll. Ein kleinerer Anteil der Patienten habe sich mit der Thematik »Frieden« auseinandergesetzt und in ihren Darstellungen insbesondere einer Sehnsucht nach Teilhabe an der Gesellschaft Ausdruck verliehen. Grundsätzlich lasse sich erkennen, dass sich die kreativ tätigen Patienten als vollwertige Mitglieder der Militärordnung betrachteten und dies in den Darstellungen ausdrückten.

Die Sektion »Zweiter Weltkrieg« eröffnete der Tagungsorganisator *Peter Steinkamp* (Ulm/Berlin) mit einem Vortrag über »Suizidmotive von Wehrmachtsoldaten«. Zunächst betrachtete Steinkamp die Haltung des NS-Regimes und der Wehrmachtführung zum Suizid von Soldaten. Überzeugend arbeitete er dabei heraus, dass Suizide als Ehrverstoß galten. Aus militärischer Sicht waren Suizide und Suizidversuche rechtlich der Fahnenflucht gleichgestellt. Nur in eng umrissenen Ausnahmefällen, namentlich bei schwerer unheilbarer, schmerzhafter Krankheit und zur Vermeidung von Kriegsgefangenschaft, wurden sie nachträglich als mit soldatischer Ehre vereinbar akzeptiert. Dennoch brachte sich während des

gesamten Krieges eine große Anzahl von Wehrmachtangehörigen um. Steinkamp konnte eine vierstellige Zahl von einschlägigen Obduktionsberichten auswerten, von denen immerhin rund 1900 Aussagen Rückschlüsse auf das jeweilige Suizidmotiv zuließen. Hinsichtlich der statistischen Häufigkeit der Suizidmotive aus den drei Motivgruppen »dienstliche Gründe/Kriegserlebnisse«, »Krankheit/Verwundung« und »private Gründe« konnte Steinkamp ein überraschendes Ergebnis präsentieren. Obwohl doch anzunehmen wäre, dass vor allem die Zumutungen des militärischen Dienstes oder einschneidende Kriegserlebnisse auf der einen Seite und private, familiäre Gründe durch häufig jahrelange Abwesenheit von zu Hause auf der anderen Seite besonders häufig zu Suiziden führten, waren bei über der Hälfte der Selbsttötungen gesundheitliche Probleme der Beweggrund. Nur rund ein Drittel brachte sich hingegen wegen dienstlicher Gründe oder Kriegserlebnissen um, und sogar nur etwas mehr als jeder Zehnte tat dies aus privaten Gründen. Die Sorge, wegen Erkrankung oder nach einer Verwundung familiären und gesellschaftlichen Anforderungen nicht mehr genügen zu können, führte viele Soldaten in eine ausweglos scheinende Situation.

Abschließend stellte *Robert Parzer* (Berlin) unter dem Titel »Krankenmord als Besatzungspolitik. NS-Täter und Täterschaft im besetzten Polen« Ergebnisse seiner thematisch gleichlautenden Dissertation vor. Als Historiker und Polonist hat Parzer als einer der ersten deutschen Forscher in den letzten Jahren die Spuren des Krankenmordes im deutsch besetzten Polen anhand der Aktenbestände in polnischen Archiven ausgewertet. Als eines seiner neuen, überraschenden Ergebnisse stellte Parzer den Umstand vor, dass die Ermordung sämtlich dafür vorgesehener polnischer Anstaltspatienten bereits bis Ende des Jahres 1939 erfolgt war, zu einer Zeit also, als im Deutschen Reich selbst noch die Vorbereitungen für die »Aktion T 4« genannten Massentötungen von Anstaltspatienten in deutschen Tötungsanstalten getroffen wurden, die ab Januar 1940 realisiert wurden. Zudem hatte man im besetzten Polen weit weniger Wert auf Verschleierung der Massentötungen als im Reich selbst gelegt, sondern die polnischen Anstaltspatienten häufig bei Massenerschießungen ermordet. Parzer, der neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auch in der Berliner Gedenkstättenbewegung aktiv ist, konnte darüber hinaus die ambivalente Rolle der polnischen Eugenikbewegung und ihrer Euthanasiebefürworter in den Zwischenkriegsjahren überzeugend in die Präsentation seiner Forschungsergebnisse integrieren. Die anschließende Diskussion brachte zum Ausdruck, dass eine vermeintlich als in wichtigen Bereichen gut erforscht geltende Thematik wie der NS-Krankenmord bei entsprechenden Bemühungen in vielerlei Hinsicht als noch lange nicht vollständig untersucht betrachtet werden muss. Vor allem der Referent wird mit seiner Dissertation einen wesentlichen Beitrag leisten, dass noch offene Wissenslücken geschlossen werden können.

Die Veranstaltung erlaubte einen weitreichenden Einblick in den aktuellen Forschungsstand zu Versorgung, Rehabilitation und Selbstverständnis von verletzten sowie körperlich und psychisch erkrankten Kriegsteilnehmern der beiden Weltkriege wie auch der vorhergehenden Epochen. Die nunmehr dritte Tagung der fest institutionalisierten Ulmer Veranstaltungsreihe »Nachkrieg und Medizin« bot Referierenden wie Gasthörern eine interessante Plattform des Austausches zu interdisziplinären Perspektiven, Strategien und Fragestellungen. Vor dem Hintergrund, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges genau 70 Jahre zurückliegt, waren die präsentierten Themenfelder durchaus aktuell. Der interdisziplinäre Diskurs zu Berührungspunkten von Medizin, Militär und Gesellschaft spannt den Bogen vom historisierenden Blick hin zu gegenwärtigen Sachfragen. Der rege Austausch ist offen für Fragestellungen, Anliegen und Bedürfnisse der verschiedenen Bereiche. Die Tagungsreihe leistet einen wertvollen Beitrag, diese Gesprächskultur aufrechtzuerhalten.